

Synagoge – Religiöser Ort in säkularer Welt

Rabbiner William Wolff, Schwerin*

Zum zweiten Mal in zweitausend Jahren steht die Synagoge heute vor derselben historischen Herausforderung: die Synagoge muß das Judentum retten. Auch heute, wie vor 1937 Jahren, als der Jerusalemer Tempel zum zweiten Mal zerstört wurde, prophezeien viele Beobachter – ich gebrauche das Wort „prophezeien“ im christlichen Sinne einer von Gott angeregten Vorhersage – das bevorstehende Ende des Judentums. Genau dies war die Überzeugung der römischen und sonstigen (nichtjüdischen) Beobachter damals im Jahr 70, nachdem die Römer den Tempel in Jerusalem niedergebrannt hatten.



Judaea capta
Münze aus der Zeit von Kaiser
Titus Flavius Vespasianus (69–79).

Was an jenem 9. Av – oder 10. Loös, wie Flavius Josephus den Tag nach dem römischen Kalender berechnet – geschah, betrachteten viele als das Ende des Judentums und des jüdischen Volkes. Denn nicht nur war das höchste Heiligtum, das Beit Hammikdasch, Mittelpunkt und Zentrum des jüdischen Gottesdienstes, des jüdischen Volkes zerstört worden. Auch die letzten Überreste seiner Autonomie im alten Palästina wurden ihm von den Römern weggenommen. Was übrigblieb wurde mit dem Massenselbstmord

* Rabbiner William Wolff, Schwerin, geb. in Berlin, 1933 mit den Eltern Flucht nach Amsterdam, 1939 nach England. Journalist, dann Rabbinerausbildung am Leo Baeck College in London; Rabbiner in London, Newcastle upon Tyne, Milton Keynes und Brighton. Seit März 2002 Landesrabbiner in Mecklenburg-Vorpommern.

Der Beitrag basiert auf einem Vortrag an der Kath. Akademie München (23.10.2006).

in Masada und dem Fehlschlag des Bar-Kochba-Aufstandes endgültig vernichtet. Für das jüdische Volk blieb nur noch die Zerstreuung unter die Völker, und mit der Zerstreuung das Ende seiner Kultur, denn im Altertum war Kultur gleich Religion.

Das Land des jüdischen Volkes gehörte jetzt anderen. Die Menschen waren verstreut, der religiöse Mittelpunkt des jüdischen religiösen Lebens war verbrannt, das Judentum zerstört. Es blieb nichts mehr übrig vom Volk der Juden und vom Judentum – meinten die Beobachter. Doch mit diesem Urteil ließen sie eines außer Betracht – die kaum beachtete Synagoge. Zum Überleben benötigten die Juden nur eines, einen Treffpunkt, den sie wie Koffer und Kisten von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt mitschleppen konnten, von Jerusalem nach Jawne, von Jawne nach Alexandria, von Jaffa und Caesarea nach Nisibis, Nehardea und Machoza, nach Sura und Pumbedita in Babylonien, und 1900 Jahre später in die Lessingstraße im Hansaviertel in Berlin, in die Oranienburger Straße in Berlin Mitte, oder in die neue Synagoge am St.-Jakobs-Platz in München.

Die jüdische Familie als religiöser Ort

Daß Judentum heute noch besteht, verdanken wir der Synagoge aber nur zur Hälfte. Denn Judentum hat immer auf zwei Beinen gestanden, auf der Synagoge und, vielleicht noch wichtiger, auf dem jüdischen Zuhause. Denn dort, im jüdischen Zuhause, wurde der Schabbat eingehalten, dort wurden die Feste gefeiert, dort wurde an Pesach der schöne, einzigartige Sederabend gefeiert, dort stand am Herbstanfang die Laubhütte, dort wurden die kulturellen Speisegesetze eingehalten (z. B. zwei Garnituren Besteck und Geschirr, eines für „milchig“ und eines für „fleischig“, genau gesagt, vier Garnituren: zwei für Pesach und zwei für den Rest des Jahres).

In der Familie wurden die Gesetze, Gebräuche und Vorschriften gelernt und eingehalten, die festlegen, was z. B. am Schabbat erlaubt ist und was nicht: daß es nicht erlaubt ist einzukaufen, eine Zigarette zu rauchen oder einen Lichtschalter zu betätigen, daß es erlaubt ist, sich am Schabbat zu kämmen, aber nicht sich zu rasieren. Ohne diese Vorschriften gibt es kein Judentum. Das ist der große Unterschied zwischen Judentum und Christentum, ein Unterschied, den wir Paulus zu verdanken haben.

Im Judentum – im Unterschied zum Christentum – spielt der *Glaube* eine beinahe untergeordnete Rolle. Die Praxis, das strenge Einhalten von Gesetzen, Geboten und Gebräuchen in der Familie ist das Wesentliche. Und nun, im 20. Jahrhundert, ist die jüdische Familie, dieses Standbein des europäischen Judentums und insbesondere des deutschen Judentums, amputiert worden. Ganz besonders aber betroffen sind auch jene Juden, die in den letzten fünfzehn Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland gekommen sind, und von denen sich die damalige Bundesregierung und die Führung des deutschen Judentums eine neue Zukunft erhofften. Als Helmut Kohl und sein Kabinett auf Drängen von Heinz Galinski, dem damaligen Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, beschlossen, die Zuwanderung jüdischer Kontingentflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion zu erlauben, war ihr Ziel, den schwindenden deutschen jüdischen Gemeinden eine neue Zukunft zu ermöglichen.

Doch das war nicht das Ziel der Zuwanderer. Sie kamen nach Deutschland, um der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Misere der ehemaligen Sowjetunion zu entkommen und ihren Kindern eine bessere Zukunft anzubieten. Sie kamen hauptsächlich als Menschen in Not und nur manchmal auch als Juden. Was niemand wußte und vielleicht auch gar nicht wissen konnte, ist, daß die Zuwanderer vielfach ohne jegliche Kenntnis der jüdischen Religion, ihrer Gesetze und Gebräuche nach Deutschland kamen. Uns im Westen war nicht bewußt, daß, so wie der Nationalsozialismus Juden ausgerottet hat, auch der Sowjet-Kommunismus in dem größten kulturellen Verbrechen des 20. Jahrhunderts das Judentum ausgerottet hat.

Die große Frage an die Synagoge heute ist, ob es ihr gelingt, diesen Menschen ihr jüdisches Erbe wieder zu vermitteln. Das ist eine Herausforderung, die in dieser Form noch nie an sie herangetragen worden ist. Die verschiedenen Bezeichnungen, unter denen die Synagoge im Judentum bekannt war, verweisen auf die verschiedenen Ziele der Institution der Synagoge. Zwei dieser Bezeichnungen haben sich hauptsächlich durchgesetzt: *Beit Haknesset* (Treffpunkt oder Versammlungsort) und *Beit Hamidrash* (Grund- und Volkshochschule). Nur selten wurde die Synagoge als *Beit Hattefillah* (*Haus des Gebets*) bezeichnet, obwohl das Gebet, der Gottesdienst, heute im Mittelpunkt der Aufgaben einer jeden Synagoge steht. Aber ist jüdischer Gottesdienst alleine imstande, das Judentum zu erhalten?

Synagoge, Gottesdienst und Gebet

In der Betrachtung des jüdischen Gottesdienstes stoßen wir sofort auf den Unterschied zwischen christlichem und jüdischem Gottesdienst, und ganz besonders zwischen der katholischen Messe und dem täglich zu verrichtenden jüdischen Gottesdienst (morgens, mittags und abends). Die Messe hat als überragendes Ziel die Vergegenwärtigung Gottes, und sie verwirklicht dieses Ziel auf eindrucksvolle, wirksame Weise. Der jüdische Gottesdienst hat sich seit zweieinhalbtausend Jahren mehr oder weniger spontan entwickelt, ohne Festlegung auf Ziel und Zweck des Gottesdienstes. So hat der Gottesdienst mit seinen Vorlesungen aus der Tora, aus den Propheten und den Schriften und aus dem Talmud auch schon immer ein Element der Schule und Volkshochschule gehabt. Feierliche Zeremonien und rituelle Schönheit, zwei der Hauptmittel einer Verbindung zu Gott und einer Inszenierung oder gar einer Verwirklichung der Anwesenheit Gottes, der Bahnung des Weges von uns zu Gott und von Gott zu uns, waren bis vor 150 Jahren keineswegs Ziel des jüdischen Gottesdienstes.

Abraham Geiger, der große Reformers des 19. Jh. und einer der größten Gelehrten des deutschen Judentums, schrieb 1860, es sei unbestreitbar, „daß die Überfüllung unseres Gottesdienstes mit Gebeten, welche teils ein schnelles Wegsprechen derselben, teils eine sehr lange Dauer des Gottesdienstes zur Folge hat, hauptsächlich zur Entfernung der Andacht aus dem Gotteshause mitwirkt“. Ismar Elbogen, der unübertroffene Historiker des jüdischen Gottesdienstes, Professor an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin und einer der größten Gelehrten der Wissenschaft des Judentums, hat selbst in einer kleinen orthodoxen Privatgemeinde im Berliner Hansaviertel gebetet, mit einem Rabbiner, der zwar ein äußerst lieber und gebildeter Mensch war, in seinen langen Predigten aber vom Hundertsten ins Tausendste schweifte, und mit einem Vorbeter (Chasan), der als „Oberschreier“ bekannt war. Aber das genügte Elbogen, denn das Hauptziel des jüdischen Gottesdienstes ist das *individuelle Gebet* und nicht eine gemeinsame Andacht, die den Betenden die Anwesenheit Gottes vermittelt.

Dieser Widerspruch zwischen *individuellem Gebet* und dem – ursprünglich für Analphabeten – vorgesprochenen *gemeinsamen Gebet*, auf das die Gemeinde mit „Amen“ antwortet (Sprecht: Amen!), als ob sie selbst das Gebet gesprochen hätte, prägt den jüdischen Gottesdienst bis heute.

Im 19. Jh. wurde dann, hauptsächlich unter dem Einfluß des evangelischen Gottesdienstes, in Deutschland, aber auch in Westeuropa und Amerika der Versuch gemacht, durch den Einsatz einer Orgel, durch Chorgesang und durch Kantoren von der Qualität von Opensängern, dem Gottesdienst nicht nur Würde, sondern auch liturgische Schönheit zu verleihen. Die Kompositionen von Louis Lewandowski in Berlin und Salomon Sulzer in Wien spielten dabei eine besondere Rolle. Diese Reform der Gestaltung des jüdischen Gottesdienstes hat ihn dann, wenngleich nicht universal, aber doch weitgehend, für mehr als 100 Jahre geprägt.

Seit ungefähr zwanzig oder dreißig Jahren befindet sich der Synagogengottesdienst wieder in einer Umbruchsphase. Wieder werden neue Musik-, Vortrags- und Gemeinsamkeitsformen ausprobiert. Wo das hinführen wird, ist noch nicht klar, aber es hat wohl schon eine größere Vielfalt von Gottesdiensten hervorgerufen. Doch der Zweck der Reformen ist keineswegs, den Gottesdienst zum alleinigen Vermittler des Judentums und der jüdischen Lebensweise zu machen. Das war niemals sein Zweck und wird niemals Zweck und Ziel des jüdischen Gottesdienstes sein.

Aufgabe der Synagoge heute

Es bleibt also die Frage: Kann die Synagoge heute das Judentum nicht nur vermitteln, sondern auch wieder neu beleben? Kann sie gelebtes Judentum in die Familien zurückbringen? Dazu bedarf es einerseits brillanter Pädagogen oder Familientherapeuten, wie es sie in Amerika und in England bereits gibt. Andererseits bedarf es neben der Wissensvermittlung auch der Bereitschaft, dieses Wissen anzunehmen und in die Praxis umzusetzen. Und diese Bereitschaft fehlt, denn sehr viele der Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion halten noch an einem Überbleibsel ihrer kommunistischen Vergangenheit fest, klammern sich an den Atheismus wie ein Schiffbrüchiger an einen Holzbalken. Sie wollen mit Religion nichts zu tun haben, vor allem nicht, wenn diese Religion eine grundlegende Veränderung ihrer Lebensweise bedeutet. Darüber hinaus haben viele Zuwanderer nichtjüdische Ehepartner und nichtjüdische Kinder, denen sie solch eine revolutionäre Änderung nicht zumuten können und auch nicht wollen.

Die Synagoge müßte nicht nur belehren, sondern auch bekehren.¹ Aber das Judentum ist keine missionierende Religion – mit Ausnahme der chassidischen Lubawitscher Bewegung, die andere Juden zu ihrer eigenen speziellen Lebensweise zu bekehren sucht. Die Antwort auf die Frage, ob die Synagoge alleine dem Überrest des europäischen Judentums eine tiefe, feste, starke und überlebensfähige jüdische Identität geben kann, ist: Nein! So wie die Synagoge jetzt geführt und gestaltet ist, kann sie das nicht erreichen. Diese Rolle zu übernehmen würde bedeuten, daß die Synagoge das Familienleben ersetzt und das persönliche Leben der Menschen völlig umwälzt. Ohne ein solch grundlegendes Umwälzen und Umdenken würden Jugendliche, wenn sie überhaupt am Freitagabend eine Synagoge besuchen, sofort danach in die Disco verschwinden. Oder es würde bedeuten, am Morgen des Versöhnungstags (Jom Kippur) sein Sündenbekenntnis abzulegen und mittags einen Schweinebraten zu genießen.

Sollte die Synagoge überhaupt eine Chance haben, denen, die sich noch als Juden bekennen, eine religiöse Identität zu vermitteln, dann muß sie mehr sein als Gebetshaus und Volkshochschule. Sie muß ein Gemeindeleben entfalten, das viele Facetten des Familienlebens übernimmt. Dazu braucht sie Personal, dessen Ausbildung und Fähigkeiten weit über das Amt des Rabbiners hinausgehen. Im amerikanischen Judentum hat man mit dieser revolutionären Umgestaltung schon begonnen, für eine Bewertung der Bemühungen ist es allerdings noch zu früh. Aber wenn wir uns nicht schnell darauf besinnen, verabschieden sich auch die letzten kläglichen Überreste des europäisch-jüdischen Lebens endgültig in die Geschichtsbücher.

Ob die Synagoge dieser ungeheuerlichen Herausforderung, das Judentum zum zweiten Mal in zweitausend Jahren zu retten, gewachsen ist, sei also dahingestellt. Aber Hoffnung ist ein göttliches Geburtsgeschenk, das jedem von uns in die Seele gelegt wird und das niemand daraus entfernen kann. Meine Hoffnung wird unterstützt vom Glauben an einen Gott, „der Gnade gewährt, dem er gnädig sein möchte, und Erbarmen schenkt denjenigen, über die er sich erbarmen möchte“ (Ex 33,19). So bitte und bete ich, daß Er der Europäischen Synagoge und ihren treuen Anhängern für diese gigantische Aufgabe nun Seine göttliche und grenzenlose Gnade schenkt.

1) Anm. d. Red.: Die Mitglieder (ca. 1700) der von Rabbiner Wolff betreuten Gemeinden bestehen ausschließlich aus Zuwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion.